

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 3

Artikel: Roosevelts finanzielle Weltrevolution?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Roosevelts finanzielle Weltrevolution?

VON HILL GILLAND



Gold im Handel

Vor dem Kriege waren Goldbarren nur in den Münzstätten und den Zentralbanken zu finden. Heute gibt es viele vorsichtige Geldbesitzer, die ihr Geld nicht in Grundstücken oder Wertpapieren anlegen, sondern sie kaufen Gold. Vor dem Krieg konnte der Besitzer von 20 Franken wählen zwischen einer Banknote und einer Goldmünze. Heute bekommt von der Banque de France und auch von den andern Zentralbanken Gold nur derjenige, der mindestens 120 000 Franken in Noten vorlegt. Für diese Summe erhält er aber kein gemünztes Gold, sondern Gold in Form, wie das Bild nebenan zeigt. Das Gold bleibt so, also auch nachdem es die Banque de France verlassen hat, außerhalb des Verkehrs, es dient nach wie vor nicht der Befruchtung der Volkswirtschaft.

Von Roosevelt bis Roosevelt

F. D. Roosevelt, allmächtiger Präsident der Vereinigten Staaten, hatte einen Mann gleichen Namens zum Vorgänger. Er hieß Theodor Roosevelt. Er kam wie Franklin D. Roosevelt mit Hilfe der progressiven Elemente der U. S. A. zur Macht. Die beiden Präsidenten sind nur weitläufige Verwandte gewesen, worauf die Gegner Franklins gerne mit Nachdruck hinweisen. Franklin D. Roosevelt wurde mit einer erdrückenden Mehrheit gewählt; die Massen der amerikanischen Bürger, Bauern und Arbeiter, die dem großen Theodor in blindem Vertrauen folgten, fühlten instinktiv, daß zwischen den zwei Roosevelts enge weltanschauliche Beziehungen bestehen und daß dabei die Frage, ob der eine wirklich der Nefee des andern ist oder nicht, weit in den Hintergrund tritt. ... Theodor und Franklin haben gemeinsam ihre schräge

Kampfeinstellung gegen die hohe Finanz, gegen die Bankiers von Wallstreet. Theodor nahm den Kampf gegen Morgan den Älteren auf, Franklin sucht die Macht Morgans des Jüngeren zu brechen. Theodor und Franklin haben gemeinsam auch ihre Tapferkeit. Sie vertreten den Typus jener echten Amerikaner, die vor zwei, drei Menschenaltern als unerschrockene Pioniere den Kampf mit der widerspenstigen Natur aufgenommen haben und dank denen das Werden und der Aufstieg Amerikas ein einziges Heldenepos wurde. Als Theodors Amtszeit abgelaufen war und er nicht mehr wollte, was er mit seinen Pionierenergien anfangen soll, ging er auf seine berühmte Jagdexpedition in die existenz Urwälder nach Brasilien und Afrika. Die Roosevelts sind Pionierseelen. Ein Pionier ist nicht kriegerisch, aber kampfbereit. Er wünscht nicht über Menschen zu herrschen, sondern die blinden Naturkräfte in schöpferische Bahnen zu lenken. Er ist also Feind des-

jenigen, der die schöpferischen Kräfte in ihrer Entfaltung hindert, er ist Feind der Parasiten, ganz gleich, ob es sich um die Moskitos seichter Gewässer oder um spekulatives Finanzkapital handelt.

Franklin D. Roosevelt vor der Dschungel

Als Theodor Roosevelt sein Amt übernahm, lebten wir in den idyllischen Zeiten des Vorkrieges. Gewiß war er nicht weniger tapfer als Franklin D. Roosevelt, es war ihm aber keine Gelegenheit geboten, seine Tapferkeit voll einzusetzen. Als er in der Dschungel jagte, da hieß es, sein Mut werde jetzt erst die Probe bestehen müssen. Heute? Franklin D. Roosevelt hat die Dschungel vor der Nase, er hat es nicht nötig, in die Urwälder zu gehen, um den Lärm und die Schrecken exotischer Wildnisse zu erleben. In der Weltpolitik, in der Weltwirtschaft, in der Diplomatie und im Geistesleben, ja sogar in der Welt der zeitgenössischen Kunst und Dichtung herrschen Zustände, die fürchterlicher sind als ein hungriger Löwe oder ein wildgewordener Elefant. ...

Mut, noch mehr Mut und immer wieder Mut!

Als das französische Volk ratlos vor den Aufgaben der großen Revolution stand, rief ihm Danton zu: «De l'audace, encore de l'audace et toujours de l'audace!» Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten flüstert sich jeden Tag das Wort Dantons zu, denn, wahrlich, er hat es nötig. Mut, Kühnheit, Verwegenheit sind erforderlich, um die Tage zu meistern.

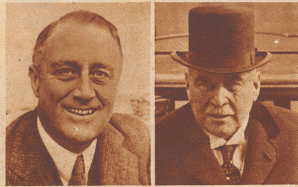
Jeder Tag bringt ihm neue Schwierigkeiten und neue Feinde. Sein erster Versuch, die amerikanische Wirtschaft zu retten, war die Einrichtung des Arbeitsdienstes. Diese



Theodor Roosevelt, 1901 bis 1909 Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.



J. P. Morgan der Ältere, Begründer und Präsident der Morgan-Bank, gestorben 1913.



Franklin D. Roosevelt, der gegenwärtige Präsident von U. S. A.



J. P. Morgan der Jüngere, der jetzige Chef der Morgan-Bank und Präsident des Stahltrüsts.



Gold auf der Reise Ankunf einer Laiking-Goldbarren aus Frankreich im Hafen von New York.

erste Phase seiner Rettungsaktion verlief im Sand. «Noch mehr Mut!» sagte er und setzte sich mit seiner N. R. A. ans Werk; inzwischen mußte er wohl selber einsehen, daß die N. R. A. die erhoffte Rettung nicht gebracht hat. Er verzagte aber nicht, er rief sich «immer wieder Mut» zu, und unerschrocken griff er mit seiner Politik der Goldkäufe den Dollar in seinen Grundfesten an.

«Das Gold — der Feind»

Auch die rasche Entwertung des Dollars hat aber die dringend nötige Wendung zum Guten nicht gebracht. Roosevelt sagte sich daraufhin, daß die Wendung zum Guten in der amerikanischen Wirtschaft gar nicht kom-

men kann, wenn die Geldentwertung nicht die ganze Welt, ohne wesentliche Ausnahme, erfaßt. Und mit wahrhaft beispiellosem Mut erklärte er dem französischen Franken, diesem Bollwerk und Symbol der Macht des Goldes, den Krieg. Hinter dem französischen Franken steht aber nicht nur die französische, sondern die einheitlich geschlossene Weltfinanz.

Der große Krieg

Roosevelt hat damit eine Mächtegruppe angegriffen, an die sich bisher niemand herangewagt hat. Er kündigte eine Weltrevolution der Finanz an, seine Parole lautet: «Goldfeinde aller Länder, vereinigt Euch!»



Roosevelt in der Karikatur Roosevelt, der moderne Alchimist, zu Chamberlain, Bonnet und den andern Goldfreunden: «Dennmal wird es nicht miflingen, ich schaffe es bald wird, Sie werden sehen, aus Gold — Papier entstehen».

Und so erweiterte sich der Kriegsschauplatz dieses gewaltigen Krieges. Der große Krieg griff nach Europa hinüber. An der Pariser Börse wurde mit wilder Verbissenheit gekämpft. Roosevelt war entschlossen, Frankreich zu zwingen, den Goldstandard aufzugeben. Um dieses sein Ziel zu erreichen, waren ihm alle Mittel recht. Unruhe in der europäischen Außenpolitik? Drohen kriegerische Verwicklungen am Kontinent? «Um so besser», denn die unruhige Außenpolitik macht jene Kapitalisten der alten und neuen Welt, die ihre Gelder ins «sichere» Frankreich brachten, unruhig, und sie heben ihre Kapitalien ab, um sie in ein anderes, angeblich «sichereres» Land zu bringen. Diese «Weiterfahrt» der früher nach Frankreich geflüchteten Gelder geschieht aber meistens in der Form von Goldklumpen, und in der Tat ist in einigen Wochen des vorigen Jahres aus den berühmten Kellern der «Banque de France» Gold im Werte von mehreren Milliarden französischer Franken nach England geflüchtet. Noch einige Wochen Goldabflüsse in solchem Tempo, noch ein, zwei gestürzte französische Kabinette mit der dadurch entstehenden Erschütterung des Vertrauens, und Frankreich hätte den Goldstandard aufgeben und die Schweiz und Holland mit in den Strudel der Geldentwertung gezogen, zum großen Jubel aller Franzosen, Schweizer, Holländer, die Schulden zu bezahlen haben, die Waren erzeugen, Steuern zahlen. Getrauert hätten alle, die Gläubiger sind, die Renten und feste Gehälter beziehen, denn sie kämen weniger Waren für dasselbe Geld.

Nun hat sich aber die französische Politik in den letzten Wochen konsolidiert. Das Gold beginnt seinen Weg wieder nach Paris und zum Teil nach Holland und der Schweiz zu nehmen. Roosevelts Angriffe waren abge- schlagen.

Silber gegen Gold

Unsere Großväter haben noch in ihrer Jugend fast nur mit Silbergeld und mit Noten, die auf Silber lauten, ihre Zahlungen geleistet. Vor kaum mehr als einem Menschenalter sagte das Gold dem Silber den Krieg an. Das gelbe Metall wollte das weiße entthronen. Der Kampf wurde von den Nutznießern der großen Goldfunde in Kalifornien und Südafrika geführt. Der Mittelpunkt des Goldhandels der Welt liegt in London, und in London

(Fortsetzung Seite 60)

darüber, daß er den Scherz mit dem Achilles Meier nicht doch noch erklärt hatte. Verdammte Eitelkeit! Nun hatte sie den Zettel vielleicht weggeworfen, weil nicht Meier, sondern Brand darauf geschrieben stand. Daß er ihr nicht schreiben durfte, stand für ihn fest, denn sie hatte ihm erzählt, daß die Señora in dem Glauben lebte, daß sie keinerlei Verwandte oder Bekannte weder in Paris noch anderswo habe. Er mußte also auf andere Weise vorgehen. Er mietete in der Rue St. Denis ein Zimmer, von dessen Fenster aus er das Haustor von Nr. 15 beobachtet konnte.

Er kannte bald die Gepflogenheiten der verschiedenen Hausbewohner, wußte, wann der Portier, gähnend, in Pantoffeln, vor die Haustür trat, wann seine Frau zu keifen anfang, um welche Zeit die einzelnen Parteien in den Hallen einholen gingen. Er sah auch Francis, aber sie war nie allein, und das einzige Mal, wo sie allein war und er sich beeilte, sie zu treffen, verlor er sie aus den Augen. Zuerst machte das Ganze einen durchaus friedlichen Eindruck, aber mit der Zeit änderte Charly Brand seine Ansicht.

Da war zuerst die Señora de Martinez selbst. Sie erregte schon deswegen sein Mißfallen, weil sie es sich scheinbar in den Kopf gesetzt hatte, Francis nie ohne Aufsicht zu lassen. Meistens kam sie ein paar Minuten vor Francis auf die Straße, und merkwürdigerweise wurde sie dann immer von einem kleinen Herrn begrüßt, mit dem sie auch ein paar Worte sprach. Charly notierte jedes dieser Zusammentreffen in seinem Notizbuch und schrieb jedesmal «Napoleon und das Nilpferd», weil dieser kleine Herr eine große Ähnlichkeit mit Napoleon III. hatte. Nie aber dauerte diese Unterhaltung länger als einige Sekunden, und wenn Francis kam, war der Kleine schon wieder verschwunden.

Außer den Vermerken über «Napoleon und das Nilpferd» enthielt dieses Notizbuch, ebenfalls mit genauer Angabe des Datums und der Stunde, sehr häufig noch die Bezeichnung «Der Teufel». Und dies bezog sich auf einen finster ausschendenden unteretzten Herrn, dessen bürgerlicher Name Bonpain und dessen unbürgerlicher Beruf eines Kunstschützes Charly nicht bekannt waren. Und schließlich figurierte als dritte mysteriöse Person ein mit «Dampfwalze» umschriebenes Individuum, das niemand anderer war als der Kriminalkommissar Paletot, genannt der Griechknödel. Charly stellte fest, daß Napoleon hinter dem Nilpferd her war, daß der Teufel hinter Napoleon her war und daß die Dampfwalze es auf den Teufel abgesehen zu haben schien. Aber er mußte zugeben, daß jeder einzelne seine Rolle recht gut spielte und daß es den Anschein erweckte, als ob keiner vermutete, selber beobachtet und verfolgt zu werden.

Chiffre «Liebesglück»...

Eines Tages hatte Napoleon sich eben wieder einmal nach einigen flüchtig gewechselten Worten von der Señora verabschiedet, als Bonpain, der Teufel, an der Straßenecke auftauchte und seine Verfolgung aufnahm. Der Mann mit dem schwarzen Spitzbart schien keinerlei Verdacht zu haben.

Er schlenderte gemächlich seines Weges und trat schließlich in ein Kaffeehaus ein, wo er einen Apéritif bestellte und die Zeitung aus der Manteltasche nahm, in deren Lektüre er sich vertiefte. Er merkte gar nicht, daß an seinem Tischchen ein untersetzter Herr Platz nahm und ihn verstoßen beobachtete. Als er die Zeitung weglegte, sah er in zwei so brennend auf ihn gerichtete Augen, daß er erschrak.

«Sie kennen mich nicht, Herr Burton?» redete Bonpain den Herrn, der wie Napoleon III. aussah, an.

«Sie müssen sich irren, ich heiße nicht Burton», antwortete dieser.

«Oh, ich glaube nicht, daß ich mich irre, mein Herr. Und ich glaube, daß Sie gut tun werden, sich daran zu erinnern, wie Sie heißen.» Bonpains Redeweise hatte unbedingt etwas Drohendes an sich.

Der mit Burton Angeredete schüttelte ruhig den Kopf und musterte sein Gegenüber.

«Sie irren wirklich, ich bin nicht Herr Burton... aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich einen andern Ton gewöhnt bin und nicht beabsichtige, mich von Ihnen beleidigen zu lassen, wer Sie auch sein mögen.» Bonpain nickte, als hätte er gar keine andere Antwort erwartet.

«Sie sind Kaufmann, nicht wahr?» fragte er froh.

«Das geht Sie nicht das geringste an, machen Sie, daß Sie weiterkommen.»

«Ich weiß auch, was für eine Art Kaufmann Sie sind, Burton... und ich möchte Ihnen den guten Rat geben, sich friedlich zu verhalten.» Bonpain sah sich um. Es waren sehr wenig Gäste da. In nächster Nähe saß nur ein dicker Mann, der soeben eingetreten war, tief seufzte und einen Kognak bestellte. — «Ich möchte Ihnen den guten Rat geben, sich friedlich zu verhalten!» wiederholte Bonpain eindringlich.

Der Mann mit dem Napoleonsbart schüttelte verständnislos den Kopf, als hätte er es mit einem Irrsinnigen zu tun, den man weiter nicht reizen darf. Er machte Anstalten, wieder zu seiner Zeitung zu greifen. Aber Bonpain nahm sie ihm kurzerhand weg.

«Es ist hier nicht der Ort, uns zu unterhalten, kommen Sie mit mir in mein Hotel.»

«Den Teufel werde ich tun», protestierte der andere. «Wie käme ich dazu? Sie scheinen betrunken zu sein!»

Nein, Bonpain machte gar nicht den Eindruck eines Betrunkenen. Er beugte sich etwas vor, sah seinem Gegenüber böse in die Augen und flüsterte, nur für ihn hörbar: «Chiffre Liebesglück...»

Der mit Burton Angeredete verfärbte sich. Er hielt aber den Blick Bonpains aus und sagte nur kurz: «Gehen wir!»

Bonpain lachte. Er bezahlte und schritt voraus. Burton folgte. Sie nahmen ein Taxi und fuhren zu Bonpains Hotel.

«Setzen Sie sich!» forderte Bonpain seinen unfreiwilligen Besucher auf und wies ihm einen Stuhl.

«Ich will mit offenen Karten spielen... ich hoffe, Sie werden ein Einsehen haben... dann wird sich alles auf gültlichem Wege regeln lassen... wenn nicht...» Bonpain machte eine vielsagende Pause.

«Wenn nicht?» fragte sein Besucher kalt.

«Wenn nicht, denunziere ich Sie bei der Polizei.»

«Aha!»

«Und Sie wissen sehr wohl, was Ihnen dann blüht... Ihnen und Ihren Compagnons.»

«Kommen Sie endlich zur Sache und sagen Sie mir, wo hinaus Sie wollen.»

«Ich will beteiligt sein, verstehen Sie?»

«Beteiligt... an was?»

«An Ihren... Unternehmungen... Ich weiß, daß dieselben sehr einträglich sein müssen.»

«Woher wissen Sie das?»

Bonpain wies auf die großen Koffer in seinem Zimmer.

«Ich habe das Gepäck des Señor Martinez an mich gebracht.»

«Gestohlen!» ergänzte Burton, aber es war unverkennbar, daß er erschrak.

«Gestohlen, selbstverständlich... bei dem Gepäck fand ich auch die Korrespondenz mit dem Seligen...»

Burton stand auf.

«Bleiben Sie sitzen! Man muß sich vorsehen, wenn man mit Ihrgleichem verkehrt! Bleiben Sie sitzen!»

Er zog einen Revolver.

«Ich bin Kunstschütze von Beruf, wie ich Ihnen zur Erklärung erzählen möchte... Kunstschütze... Bonpain ist mein Name, vielleicht haben Sie schon einmal von mir gehört.»

«Ich habe Sie in der Hand, mein Wertester!... Chiffre Liebesglück!... Ganz hübsch ausgedacht, ein bißchen kitschig, ganz so, wie es die kleinen Mädchen lieben... nun...»

Burton antwortete nicht. Bonpain fuhr fort:

«Aus der Korrespondenz habe ich errechnet, was bei euch im Jahr ungefähr eingeht, es ist ein ganz hübsches, rundes Sümmchen! Ich kann mich um ein paar Tausender geirrt haben, aber das macht weiter nichts... Selbstverständlich werde ich mich hüten, mich persönlich an dem Geschäft zu beteiligen, das liegt mir nicht. Aber ich nehme an, ihr habt ein Bankkonto, nicht wahr, denn man kann ja solche Summen beim besten Willen nicht ausgeben, wenn man wie ihr in seinen vier Wänden hockt. Und selbstverständlich wird es euch auch angenehmer sein, einen lästigen Mitwisser wie mich los zu sein. Ihr werdet also die Briefe gern haben mögen, nicht wahr?... Na, das kann man sich ja an den zehn Fingern abzählen... wenn ich die Briefe nicht mehr in Händen habe, droht euch ja von meiner Seite aus keine Gefahr mehr, wie?... ihr werdet also die Briefe kaufen!»

Er wartete ab, welche Wirkung seine Worte auf Burton haben würden.

«Ich weiß wirklich nicht, von welchen Briefen Sie reden, was Sie mit Ihrer Chiffre Liebesglück meinen, noch wie Sie dazu kommen, mich für Herrn Burton zu halten. Und um zu wissen, ob Briefe einen Wert haben, muß man sie sehen. Zweifellos irren Sie sich in der Person, aber wenn Sie ein so großartiges Geschäft hinter einem Mann namens Burton wittern, nun, ich bin ganz der Mann, das Geschäft vielleicht mitzumachen. Sie haben mich neugierig gemacht, ich bin zum Schein mit Ihnen gegangen, weil ich hier ein Geschäft vermutete... Los, schießen Sie los, Herr Kunstschütze, vielleicht können wir das Geschäft, das Sie da ausbaldowert zu haben scheinen, gemeinsam machen.»

Bonpain sah den kleinen Mann bewundernd an.

«Sie sind doch gerissener als ich dachte, Burton! Wahhaftig! Sie glauben also wirklich, daß ich nur so auf gut Glück irgendeinen zweifelhaften Pariser Bürger hier heraufschleppe, um ihm eine Handvoll Tausender zu verdienen zu geben für einen Einfall und eine Entdeckung, die ich ganz allein gemacht habe? — Idiot!... Genug jetzt... Ich verlange hunderttausend!... Und in drei Tagen habe ich das Geld hier, oder...»

Burton sprang auf. Er versuchte, sich auf Bonpain zu werfen, aber der parierte mit einem Boxhieb, daß sein Gegner taumelte.

«Nun, das ist klarer als jedes Eingeständnis... In drei Tagen habe ich die Hunderttausend hier, hier auf meinem Zimmer. Und als Gegenwert erhalten Sie die Briefe, die Sie einsehen können. Und jetzt raus! Es ist nichts mehr zu besprechen!»

(Fortsetzung folgt)

Roosevelts finanzielle Weltrevolution?

(Fortsetzung und Schluß von Seite 53)

aus wurde der Kampf mit dem Ziele geführt, dem Silber das Recht abzusprenken, als Notendeckung zu dienen.

Die Länder und die Bevölkerungskreise, die viel Silber besaßen, wehrten sich. Der ganze Osten, Indien, China, Japan, aber auch Mittel- und Südamerika gehörten zu dieser Kategorie. Sie vertraten den Standpunkt des Bimetallismus (bi = doppelt), sie wollten, daß Gold und Silber Geldwert haben sollen, während London den Monometallismus durchzusetzen versuchte (mono = einfach).

Das Gold — der Monometallismus — siegte. London, die weiße Rasse, siegte über den Orient. Mehr als eine Milliarde Menschen standen von einem Tag auf den anderen ohne Geld da: die Silbermünzen, die sie besaßen, haben den größeren Teil ihres Wertes eingebüßt. Aber auch unter den Angehörigen der weißen Rasse gab es Hunderte Millionen Geschädigte. In den Vereinigten Staaten führte Bryan Jahrzehnte hindurch den Kampf um die Wiedereinführung des Bimetallismus und sprach damit aus dem Herzen von 40—50 Millionen Amerikaner der Südstaaten.

Nachdem Roosevelts direkter Angriff auf den französischen Franken zunächst abgesehen war, entschloß sich der amerikanische Präsident, das Gold auf dem Umwege über die Wiedereinführung der Silberwährung aus dem Sattel zu werfen. Könnte er diesen seinen Plan im Weltmaßstab verwirklichen, so würde sich daraus eine plötzliche Bereicherung Indiens, Chinas, Mittel- und Südamerikas ergeben, und dank dieser Bereicherung würden Milliarden von Menschen an Kaufkraft gewinnen. Dieser materielle Aufschwung des Orients würde ein plötzliches Anwachsen seines politischen Gewichtes mit sich führen. In ihrer Revolte gegen Europa würden sich Bombay, Shanghai, Montevideo und Mexiko-City gern unter die Führung Roosevelts stellen, und dieser Block würde der tätigen Mitwirkung Sowjetrußlands sicher sein.

Das Kriegsziel

Man wird einwenden: Sowjetrußland kennt doch überhaupt kein Geld im Sinne der normalen Begriffe; in Moskau huldigt man dem Bimetallismus ebensowenig wie dem Monometallismus; Roosevelt und seine Silberländer seien hingegen zumindest für den Geldebegriff, wie er vor der Diktatur des Goldes in Geltung war.

Dieser Einwand stimmt aus dem Grunde nicht, weil nicht das entscheidet, was Roosevelt heute predigt, sondern wohin sein Weg logischerweise führen muß. Roosevelt muß die amerikanische Wirtschaft in Ordnung bringen. Er weiß, daß seine willensstarken Yankee, seine entschlossenen Irländer, seine heißblütigen Italiener, seine primitiven Neger, seine beweglichen Juden und alle die anderen zum großen Teil freiheitlich veranlagten Rassen Amerikas eine chronische Notlage, wie sie in Deutschland seit Kriegsende besteht, zu ertragen nicht gewillt sind. Da er aber auch mit seiner Silberpolitik die entscheidende Wendung nicht wird herbeiführen können, so mag er — den Silberstandard verlassen, um den sogenannten Warenstandard einzuführen, bei dem das Geld nur noch ein Warensymbol ist, ohne ein Eigenleben zu führen. Das wäre aber — so schreibt die französische Presse mit Recht — etwas, was man nur noch bei den russischen Bolschewiki «Geld» nennt, Geld in dicken, doppelten Anführungszeichen.

Hat nun der Orient Interesse an einem solchen Geldebegriff? Ja, und zwar ohne bolschewistische Ideen zu huldigen. Der Orient bleibt selbst nach Einführung der Silberwährung ein an Zahlungsmitteln armes Gebiet. Er besitzt aber ungeheure Reichtümer an Rohstoffen und an Waren, die anderswo nicht zu haben sind. Der «Warenstandard» würde einen Zustand des Welthandels herbeiführen, in dem wieder Ware gegen Ware steht, einen Zustand der nationalökonomischen Gleichberechtigung für die größere Hälfte der Erdbewohner...

So steht er vor uns, dieser tapferere Roosevelt, als einer der interessantesten Gestalten unseres Zeitalters. Entthronung des Goldes ist seine Absicht, Vernichtung des Geldes sein Endziel.

Ein Traumten jene Alchimisten, die guten Glaubens waren, einen ähnlichen Traum: durch die unbegrenzte Herstellung des Goldes seinen Wert zu vernichten, seine Macht zu stürzen.

Ist Roosevelt ein Träumer, ein Scharlatan? Die nächsten Monate werden Antwort auf diese Frage geben.

Entweder werden sie ihm recht geben — dann wird er's verstehen, den Steg heimzubringen, denn an Tapferkeit und Ausdauer wird es ihm nicht mangeln. Oder aber ist er im Irrtum, und dann wird er untergehen, denn im Kampf, den er begonnen hat, heißt es wie in keinem anderen: Wehe dem Besiegten!

VERLOREN!

Der Film hat seine Arbeit getan

Entfernen Sie den Film; die wichtigste Massnahme zur Erhaltung der Zähne

Jahrelang gefährdete der Film diesen armen Zahn. Jahrelang leistete der vernachlässigte Backenzahn hilflos Widerstand. Der Film bildete sich unausgesetzt, und jeder neue Belag enthielt Millionen von Fäulniskeimen. Eines schönen Tages hatten die Säuren, welche durch diese Bazillen hervorgerufen wurden, den natürlichen Verteidigungswall — den Zahnschmelz — zerfressen, und der Backenzahn mußte sich für besiegt erklären.

Was versteht man unter Film?

Was ist dieser Film, der uns unserer Zähne beraubt? Ein schlüpfriger, zäher Belag, welcher

durch Muzin im Speichel gebildet wird. Er färbt die Zähne gelb und enthält Millionen von winzigen Fäulniskeimen. Letztere sondern durch ihr Fortbestehen Enzyme ab, die Milchsäure erzeugen. Diese Milchsäure löst den Zahnschmelz ebenso auf, wie andere Säuren Löcher in Holz od. Stoff fressen.

Was muß ich tun, um den Film zu bekämpfen?

Zur Bekämpfung des Films benützen Sie Pepsodent anstatt gewöhnliche Zahnpasten. Warum? Weil für die Wirksamkeit einer Zahnpaste einzig und allein das verwendete Poliermaterial maßgebend ist. Das neue Poliermittel in Pepsodent ist eine der großen Entdeckungen der Gegenwart. Die Fähigkeit, welche es besitzt, jede Spur von Filmflecken zu beseitigen, ist geradezu revolutionär! Sein bemerkenswerter Vorzug, doppelt so weich zu sein, wie gewöhnlich verwendete Poliermittel, hat weitgehende Anerkennung gefunden. Benützen Sie «PEPSODENT» unfehlbar jeden Tag zweimal und konsultieren Sie Ihren Zahnarzt mindestens zweimal im Jahr!

Pepsodent-

ist die spezielle Film-entfernende Zahnpaste.

Sehen Sie, wie schnell sich hässlicher Film auf Ihren Zähnen bildet!



Diese Zähne waren um 8 Uhr morgens absolut frei von Film. Am Mittag wurde ein spezielles Präparat* zur Kenntlichmachung des Films angewandt, und nun sehen sie so aus.

Um 8 Uhr abends zeigen sich nach Anwendung der erwähnten Lösung noch stärkere Ablagerungen von Film - 2/3 der Zahnoberfläche sind damit bedeckt.

Um 10 Uhr abends. Die gleichen Zähne wurden mit Pepsodent gebürstet. Beachten Sie, wie gründlich der Film entfernt worden ist.

* eine unschädliche Flüssigkeit, die von Zahnärzten verwendet wird. Dieselbe färbt den Film, sodass er von blossen Auge gesehen werden kann.

GRATIS - 10 - TAGE - TUBE ⁴¹⁷⁷

O. Brassart Pharmaceutica A.G., Zürich, Stampfenbachstrasse 75
Senden Sie eine Gratis-10-Tage-Tube an:

Name: _____

Adresse: _____

Nur eine Tube per Familie

40 - 19.1.34.

NEUE
PREISE

Kleine
TUBE Fr. 1.60

Grosse
TUBE Fr. 2.75